

## Rudolf Steiner: Liebe zu Franziska

Im letzten Jahre des großen Krieges eignete sich in dem bekannten süddeutschen Badeort K. eine Begebenheit, die um ihrer all-gemein-menschlichen Tragik willen wert ist, der Vergessenheit entriffen zu werden.

Ein junger Mensch, der achtzehnjährige Infanterist Rudi Ladner, der auf Grund eines schweren Herzleidens für dienstuntauglich erklärt worden war, wurde nach Bad K. geschickt, um sich dort einer längeren Kur zu unterziehen.

Nachdem er sich vorchriftsmäßig bei dem leitenden Arzt gemeldet hatte und untersucht worden war, wurde ihm seine Stube zugewiesen, die er mit zwei Kameraden zu teilen hatte. Diese beiden, alte Feldsoldaten, von denen der eine einen Lungenabschuß und der andre einen Beinabschuß abbekommen hatte, betrachteten das junge Bürschchen als einen unwillkommenen Zuwachs und sie verstedten ihre Abneigung keineswegs hinter höflichen Redensarten.

So hatte es sich Bernlochner, der Mann mit dem Lungenabschuß, zur Gewohnheit gemacht, an Ladners Bett zu sitzen — zu husten und zu spucken, um ihm damit sein Leiden aus aller Nähe zu demonstrieren.

Rudi Ladner, der sich seiner Jugend wegen und seiner Krankheit, die ja eine eigentliche Kriegsverletzung nicht war, vor den beiden Soldaten ein wenig schämte, verfuhrte durch ein freundliches Gespräch, durch Erweisung kleiner Gefälligkeiten die Sympathie der beiden zu erringen.

Traf von zu Hause ein Bäckchen ein, das Tabak und Zigaretten enthielt, so bekam Baghalter (das war der andre) sein Teil ab und die Schwären teilte er mit Bernlochner. Anfänglich lachten die beiden über diese gutgemeinten Bestechungsversuche, da sie aber keine Naturen waren, die lange Ueberlegungen anstellten, so erschienen ihnen diese Zuweisungen Ladners mit der Zeit eine Selbstverständlichkeit, die weder Dank noch einen Gegendienst erforderte.

Rudi Ladner blieb vorläufig noch bettlägerig und so ergab es sich, daß er eine Kraft benötigte, die ihm das Essen brachte, das Bett richtete, kurz die Verrichtungen tat, deren ein Kranker bedarf.

Mit diesem Amt wurde die Schwester Franziska betraut. Diese Franziska, die aus der Umgebung von Bad K. stammte und seit zwei Jahren hier ihren Dienst versah, war eine hübsche und aufgeweckte Person mit ihren zwei- undzwanzig Jahren, die sich vorzüglich darauf verstand, mit den Mannsbildern umzugehen. Ihr Wort allein schuf Ordnung — und wenn sie lagte oder lachend sich irgendwelche Zwanglichkeiten verbat, so gehorchten ihr die Soldaten, als hätte ein Vorgesetzter ihnen Befehl erteilt. Ohne besonders gebildet zu sein, besaß sie die natürliche Gabe, das richtige Wort zu finden und für die Nöte der andern einen Trost zurechtzuschneiden, daß es seine Art hatte. Diese Franziska also, die ein Paar prachtvolle schwarze Augen und eine Nase besaß, die jeder Stüblerin Ehre gemacht hätte, war zur Pflegerin des jungen Soldaten bestellt worden.

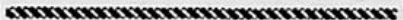
Ladner kümmerte sich kaum um Franziska. Er war mit seinen Schmerzen beschäftigt und hatte nur den einen Gedanken, bald wieder gesund zu werden. Etwas später, als er Franziska immer um sich fühlte, spürte er, daß da ein Wesen war, das es gut mit ihm meinte. Das ihn hegte und pflegte, wie die Mutter es früher getan, und ein Gefühl der Dankbarkeit stieg in ihm auf.

Zwei Wochen später durfte er endlich das Bett verlassen und einen kleinen Spaziergang im Kurgarten wagen.

Er brachte Franziska ein paar Blumen mit.

Als Bernlochner und Baghalter Ladner mit den Blumen ankommen sahen, grinsten sie. Franziska erzählte über diese Aufmerksamkeit. Aber sie nahm die Blumen gern. Als sie zwei Tage später allein mit dem Rudi Ladner im Zimmer war, sagte sie, ohne einen bösen Ton in der Stimme, er möge derartiges in Zukunft bleiben lassen. Die andern würden darüber nur unnützig reden und das sei nicht gut für sie beide.

... Der September begann mit Regen. Und es regnete vierzehn Tage hindurch. Die Wälder, die noch im schönsten Laubschmuck standen, sahen plötzlich verdrießlich aus und der Duft der Blüten und Aeder, der am Abend durch die geöffneten Fenster drang, hatte sich



### Am letzten Acker

Ich lieb' dich Land  
Da meine Väter schritten,  
Mit brauner Hand  
Die schweren Aehren schnitten —  
Woh! an die sechshundert Jahr . . .

Dich teures Land,  
Das erst aus Sumpf und Auen —  
Mit Peil und Brand —  
Sie kamen zu erbauen  
Und mit den Schwielen ihrer Hand . . .

Dich heil'ges Land,  
Dem meiner Väter Erben  
Und ihre Schand,  
Ihr Glück und ihre Tränen  
Wie einer Mutter war bekannt . . .

Das maucher Feld!  
Mit Kräfte widerstanden,  
Trotz Kreuz und Schwed  
Und Unzeits Ränderbanden  
Aufs neue immer war ergrünt . . .

Dich starkes Land,  
Das meine Auen nährte,  
Wenn Schicksal's Hand  
Es manchmal auch zerstörte,  
Zu prüfen ihren starken Sinn . . .

Dich lieb' ich, Land, —  
Wenn auch am letzten Acker  
Mit schwacher Hand  
Ich mich zu Tode rader! — —,  
Lieb' ich dich doch: — bis in den Tod!

Erwin Klement.

in einen faulen, modrigen Geruch verwandelt. Die Sonne hing wie ein erstorbenes Auge an einem trostlosen Himmel. Es war die Stimmung, die dem Spätherbst und Winter vorangeht.

Man war aus Zimmer geflohen, selbst um auf der gedeckten Veranda zu liegen, war es schon zu kühl. Bernlochner und Baghalter saßen im Zimmer auf ihren Betten oder am Tisch und spielten Domino oder Halma. Sie langweilten sich. Und aus Langeweile verpielten sie manchmal ihre Löhnung. Dann kam es vor, daß sie zu Ladner gingen und ihn anpumpien, um sich heimlich ein Glas Bier oder eine Zigarre zu leisten. Der junge Soldat hatte sich von den beiden absondelt. Er las oder er lag in eine Wollbede gewickelt auf der Veranda und träumte — betrachtete die Berge und Wälder, die leicht vernebelt vor ihm aufstiegen, wie ein gewaltiges dunkles Gemälde.

An einem Tage, als der Ladner nichtsahnend im Kurgarten spazieren ging, es war Mittwoch und Franziskas Ausgehtag, begegnete er ihr. Sie stand mit Bernlochner zusammen auf der gegenüberliegenden Straßenseite vor einem Kino. Der Soldat rebete heftig auf das Wädschen ein, das zu zögern schien. Dann verchwanden beide im Eingang des Theaters. Der Rudi Ladner spürte plötzlich ein weiches Gefühl in seiner Brust. Hatte sie es nicht abgelehnt mit ihm spazieren zu gehen? Warum hatte sie das getan? Genierte sie sich, weil er hier der Jüngste war? Er mußte unermittelt daran denken, ob Baghalter von der Verabredung der beiden etwas wußte. Abends berichtete er dem Kameraden mit wem er die Franziska gesehen hatte. Baghalter stuchte einen Augenblick, dann nahm sein Gesicht einen höhnischen Ausdruck an und mit einer wegworfenden Handbewegung bemerkte er: „Die Weiber sind alle . . .“ — worauf ein derber Frontausdruck folgte.

Ladner schämte sich. Bisher war ihm die Franziska unnahbar erschienen. Jetzt begriff er . . .

Am nächsten Morgen lauerte er ihr auf. Sie machte eben die Betten, da trat er von rückwärts auf sie zu. Sie spürte keine Annäherung und drehte sich blitzschnell um. Sie sah ihm ins Gesicht. Ladner zitierte vor Aufregung und brachte keinen Ton hervor. Weschämmt und wortlos schlich er sich aus dem Zimmer.

Am gleichen Abend fand zwischen Bernlochner und Baghalter ein Gespräch statt. Baghalter: „Du Sepp, der Ladner Rudi hat dich n'ehn, wie du mit der Franziska hangen bist . . .“ Bernlochner sieht böse aus.

„Om — sofo. Kann ich sein. Papi's eahm eppa net? Brauchi's grad so'n. Was mißt der sich denn in mei Sach. Dem schlag ich die Knochen kaputt, bal er von der Franziska was will . . .“ — Er spuckt in breitem Wogen ins Zimmer. Baghalter sagt höhnisch: „Und mit . . . was läßt'n n'acher mit mir — man i — versteht — wann i . . . du Grofmann du . . .“ — Und den letzten Satz drehend: „Tos sag i dir — den Duben laßt stehen. Der is no mi“

schuldig . . . Der ist anders, als wir . . . Und was die Franziska anlangt, mit der gehst du nimmer ins Kino, gell . . .

Vernlochner ist aufgesprungen. Er will etwas erwidern, aber er bringt keinen Ton hervor. Langsam geht er aus dem Zimmer. Nachmittags liegt er mit rotem Kopf im Bett und hat Fieber.

So vergehen unmerklich die Tage. Der Lachner hat keine Ruhe mehr. Er muß immer wieder an die Franziska denken und wie er es anfangen könnte mit ihr allein zu sprechen. Er geht mit einem schweren Kopf herum und kommt zu keinem Entschluß. Endlich, an einem Sonntag setzt er sich hin und schreibt ihr einen Brief. Ganz kurz, daß er sie am Mittwoch treffen möchte und daß sie am Brunnens auf dem Marktplatz auf ihn warten soll.

Und dann ist Mittwoch. Und Lachner wartet und die Franziska kommt wirklich. Der junge Soldat ist stumm vor Glück und Verlegenheit. Er lächelt und drückt dem Mädchen die Hand. Dann gehen sie ein Stück den Wald hinauf, der gleich hinter dem Ort beginnt. Sie überlegen was sie beginnen sollen. Das Mädchen schlägt einen Ausflug nach der „Saline“ vor und Lachner ist einverstanden. Unten am Ufer warten sie auf den Dampfer. Eine Stunde dauert die Wasserfahrt, die durch ein herrliches Stück Landschaft führt. In riesigem Bogen dehnen sich zu beiden Seiten des Flusses die Wälder — blau und blank wie eine Achatshale wölbt sich der Himmel über dem Dunkel der Tannen.

Später sitzen die beiden in einer Waldwirtschaft an einem groben Holztisch — trinken Milch und essen ein Butterbrot dazu.

Ringsum ist große Stille. Die Franziska sieht den jungen Soldaten an. Mit einem liebevollen, fast mütterlichen Blick. Sie faßt seine Hand und beginnt zu reden: „Was hast du denn denkt, wie du mich mit dem Vernlochner g'hehst?“ Sie fährt ihm durchs Haar und streicht sein Gesicht. Er weiß gar nicht, wie ihm geschieht. Er antwortet nicht. Er hat jetzt seinen Arm schüchtern um die Hüfte des Mädchens gelegt. Er lächelt ihr Gesicht. Sie weicht leicht ab: „Ah geh' — net — wann's jemand sieht.“ — Aber sie meint es nicht ernst. Ganz veronnen sieht er jetzt aus, der Lachner Audi. Und mehr, als spräche er im Traum, als zu ihr, sagt er: „Ach hab dich lieb.“ — Nur diesen einfachen Satz. Das Mädchen lächelt. Aber plötzlich zittert es und ist dem Weinen nahe. Sie schaut den Audi an — sie sieht ihn ganz tief in die Augen; und während er seine Hände auf ihren warmen Arm gelegt hat, sagt sie: „Aber was . . . das ist doch net dein Ernst . . .“ — Und dann reden sie eine ganze Weile nichts mehr. Bis sie endlich zu lachen anfängt. Er schaut noch immer ganz benommen aus. Da faßt sie in leichterem Ton: „Audi, was willst'n näher von mir . . .“ — Sie ist so gut zu ihm.

Es ist dunkel geworden. Man muß nach Hause gehen.

Sie haben sich untergehaßt. Wie weiß die Schritte im Wald verklingen, so, als ginge man auf Samt. Die Franziska bleibt plötzlich mit einem Audi stehen. Sie schaut den Audi an. Faßt seinen Kopf und küßt ihn auf den Mund. Er traut sich nicht, sie wiederzuküssen. Er hat noch Knäuel vor der Liebe.

Dann stehen sie am Dampfersteig und fahren zurück. Jetzt ist die Franziska wie verwandelt. Am Marktplatz macht sie sich schnell los und sagt häutig: „Ades, Audi — und ergäht die andern mit davon.“ — Und weg ist sie, ehe er den Mund aufstun kann . . .

Zwischen dem Vernlochner und dem Waghalter ist es zu einer offenen Feindschaft gekommen. Sie reden nicht mehr miteinander. Einmal sagt der Waghalter zu Lachner: „Den Vern-

lochner — den Sauerl wann i mit der Franziska etwisch, nacher passiert was . . .“ — Und der Vernlochner rächt sich auf seine Weise. Er macht der Franziska den Hof. Er ist bettlägerig, weil das Wetter im Herbst koshast und launisch ist. So ist die Franziska jetzt viel um ihn. Der Waghalter schämt vor But. Was will denn dieses gesunde Weibsbild von dem Todeslanddaten? Er, der Waghalter ist doch ein ganzer Kerl trotz seines steifen Beines.

Es riecht nach Katastrophe. Das spüren alle Beteiligten. Auch die Franziska. Seit ein paar Tagen läuft sie verflört herum, hat verheulte Augen und sieht hundsämig aus.

Der Vernlochner hat sich wieder hochge-rappelt.

Und dann kommt der Mittwoch, an dem es passiert.

Die beiden, die Franziska und der Vernlochner, sind verschwunden. Es wird Abend und sie sind nicht zurück. Waghalter und Lachner liegen in der dunklen Stube in ihren Betten und warten. Der Junge verzehrt sich vor Sehnsucht. Und Angst hat er obendrein. Wenn der Waghalter wirklich Ernst macht mit seiner Drohung . . .

Für den Waghalter steigt die Sache klar: Der Vernlochner muß weg . . . Und wenn die beiden nicht wiederkommen . . . Der Waghalter hebt vor But. Ein Haß ist das, der sich entladen muß . . . Drüber im Bett liegt der Sub und fürchtet sich. Der Waghalter hat für alle Fälle sein Messer unter's Kopfkissen gelegt.

So gegen elf Uhr kommen sie endlich. Lachner ist mit einem Schläge wach.

„Sie kommen!“ ruft er aufgeregt dem Kameraden zu. „Galt's Maul antwortet der grab.“

Der Vernlochner tritt ins Zimmer. Bündet eine Kerze an und beginnt sich auszugiehen. Der Waghalter hat sich aufgerichtet und schaut dem Kameraden zu. Er holt tief Atem, ehe er das Reden anfängt: „So sana bist also, Vernlochner, der wo sich mit die anständigen Mäd-

rumtreibt bei der Nacht . . . Du Hund — du satrischer.“ — Vernlochner pfeift leise durch die Zähne. Aber er sagt kein Wort. Das reizt den andern noch mehr. Er springt auf und brüllt: „Bia is dös jetzt mit der Franziska — du, die g'hört mir — mir g'hört's!“ —

„A Dreck g'hört dir — du Maulheld du . . .“ — Und jetzt bezogst di — sonst verißt i, wo mir fan . . .“ — Vernlochners Hände zittern. Seine Pupillen sind riesengroß. Der Waghalter ist sinnlos vor But. Er springt auf: „Du Hund — du miserabltger — wart — dir zoag i's — dir zoag i's.“ — Er stürzt sich auf den Kameraden. Sticht zu. Vernlochner bricht mit einem furchtbaren Schrei zusammen. Lachner rennt aus dem Zimmer und macht das Haus rebellisch. Auf der Treppe lößt er auf Franziska: „Der Vernlochner is erlöchen!“ schreit er. Die Franziska wird totbleich. Sie sieht aus wie geistesgestört. Sie will ins Zimmer zu Vernlochner. Aber man läßt sie nicht. Eine Stunde später kommt die Polizei, nimmt den Tatbestand auf und verhaftet den Waghalter. Der Vernlochner wird verbunden. Es ist nur eine tiefe Fleischwunde, aber der Blutverlust ist groß. Dem Lachner wird eine andre Stube zugewiesen.

Am nächsten Morgen ist alles sehr ruhig. Audi Lachner sitzt in seine Wolldecke eingewickelt auf dem Ballon. Heute ist der Himmel grau und Wald und Berge sind eine feuchte und undurchdringliche Wand. Er sucht sich das ganze zurecht zu denken. War das Wirklichkeit oder ein böser Traum, der ihn genarrt hat?

Er weiß das Schlimmste noch nicht. Daß sie die Franziska heute früh tot auf dem Bahndamm gefunden haben. Sie hat sich überfahren lassen. Aus Lebensüberdruß. Daß sie ein Kind erwartet hat, erfährt kein Mensch.

So teilen sie dem Audi Lachner nur den einfachen Tatbestand mit. Er twint fassungslös, als er es hört. Er kann das alles nicht begreifen. Er hat das Mädchen doch lieb gehabt. Er hat nie erfahren, warum die Franziska sich geötet hat.

# Luftkampf über Madrid

Madrid, im Feber 1937.

Die „Grand Via“, die ich langsam entlang schlenbere, di-je herrliche Straße, in der sich Prachtbauten an Prachtbauten reihen, kann sich ganz gewiß mit der Leipziger Straße in Berlin oder einem der großen Boulevards in Paris messen. Großstädtlicher Verkehr durchwogt sie. Auto hinter Auto. Dazwischen immer wieder die landesüblichen zweirädrigen Baumtaxis, mit drei Pferden bespannt, immer eines vor dem andern. Jedes Auto trägt eine Flagge, — da sieht man eine rote mit Hammer und Sichel, dort eine rot-schwarze, die Fahne der Anarchisten, oder, und das die meisten, eine rot-gelb-violette, die Farbe der spanischen Republik. Weit und breit sieht man keinen Polizisten oder eine andere beamtete Person, die den Verkehr regeln würde. Jetzt und jetzt glaube ich, ein Zusammenstoß sei unvermeidlich, wenn aus den Seitenstraßen Autos herausraufen und in die „Grand Via“ einbiegen. Im letzten Augenblick gelingt es ihnen aber stets, um Haarsbreite vorbeizukommen. Da — — —

Irgendwo brult eine Sirene auf, langgezogen, dumpf. Im Nu fallen die Sirenen aller Autos der Straße ein. Ein Höllenkonzert bricht los — — — Fliegeralarm — — —

An den Straßenecken sammeln sich Leute an und blicken gespannt gegen Himmel. Andere eilen der nächsten Untergrundbahnstation zu.

Die Autos suchen so rasch wie möglich die Seitengassen zu gewinnen. Die Straßenbahn bleibt mit einem Audi stehen und die Insassen ver-laffen fluchtartig die Wagen. Autos mit Bewaffneten tauchen auf. Fern, am Horizont des leuchtenden blauen Himmels, sieht man viele kleine schwarze Punkte. Feindliche Flieger! Jetzt wird auch Motorgeräusch hörbar. Geschützfeuer ist deutlich wahrnehmbar — die Flak-Batterien beim Kriegsministerium. Näher und näher kommen die Flugzeuge. Alles flüchtet in die Haustore. Auch ich suche eiligst in eine Koreinfahrt zu gelangen. Das Motorgeräusch wandelt sich zum Dröhnen, die Flieger sind beinahe über uns. Ich zähle achtzehn dreimotorige Bombenflugzeuge . . .

Eine ungeheuerige Detonation erschüttert die Luft — — jetzt noch eine — — und noch eine — —! Der Luftdruck wirft mich etwas un-faßt an die Mauer. Ich bin ein wenig benom-men. Plötzlich reißt mich ein Schrei meines Nebenmannes auf: „¡Mueiros, mueiros!“ (Un-fere, unfere!) Alle Augen sind bliden zum Himmel. Sechs Jagdflugzeuge rajen mit phantastischer Schnelligkeit heran und den Anzeifern ent-gegen. Die Menschen in meiner Umgebung lagen einander an und zeigten mit den Fingern in die Luft. Überall sieht man Menschen aus den Häusern stürzen, selbst aus der Untergrund-bahn kommen sie hervor. Die Straße füllt sich. Alles schaut gespannt dem dort oben beginnen-

den Luftkampf zu. Maschinengewehrgeknatter tönt herab. Da...!

Da stürzt einer, eine weiße Rauchwolke hinter sich herziehend. — Dort auch einer! — und dort noch einer!

Die Menschen auf der Straße geraten in Ekstase. Sie werfen Hapen und Mützen in die Luft und tanzen und schreien... Weiter und weiter weg von unserem Blah zieht sich der Luftkampf. Und bald ist von den Fliegern nichts mehr zu sehen — — Nach einiger Zeit heulen wieder Sirenen auf: Fliegerangriff abgewehrt! Die Straßenbahnen und Autos begannen wieder zu fahren, die „Grand Via“ bekommt ihr altes Gesicht. Oder doch — nicht ganz? Viele, viele Sanitätsambulanzen und Feuerwehrautos rasen der Straße entlang. Ich beschleunige meine Schritte. Bald aber kann ich nicht mehr weiter, die Straße ist abgesperrt. Jenseits der Absperrung steht man einen rauchenden Trümmerhaufen. Eine Fliegerbombe hat dort eingeschlagen. Es gelingt mir, an die Anglühsstätte heranzukommen. Tote und Verwundete werden abtransportiert. Feuerwehr und Militär durchsuchen den Schutthaufen, der vor einer Stunde noch ein sechsstöckiges Gebäude war. Herzzerrende Szenen: Kinder schreien nach ihren Eltern, Eltern nach ihren Kindern. Einer Frau muß mit Gewalt ihr totes, über und über mit Blut besprengtes Kind aus ihren Armen genommen werden — —

Könnte man doch alle die Staatsmänner, die diplomatisch-rühmig, kühl-überlegen der Entwicklung des furchtbaren Generalkrieges ansehen, — könnte man doch die Verantwortlichen, — könnte man die Kriegsheber vor diese Mutter stellen!  
Josef Herbert Schilling.

### Eine Hausfrau an der Arbeit

Von Isabelle Blume

Im allgemeinen haben die Männer sehr viel Berachtung für alles, was wir tun, mit der einzigen Ausnahme unserer Hausfrauenarbeit. Sie schätzen ein gut gehaltenes Haus und eine sorgfältige Küche. Zweifellos haben sie darin gar nicht unrecht, um so mehr, da die Hausarbeit, mit Verstand geleistet, den Frauen einen Sinn für das Wirkliche gibt, der den Männern oftmals abgeht.

Ich fand einen Beweis dafür erst jüngst in einer Geschichte aus der spanischen Revolution, die mir unsere Freundin Marie Guzmán erzählt hat.

Es war zur Zeit, als die Regierung, um die Organisation des ganzen Landes zu sichern, Madrid verlassen mußte. Ein einziger Mandatar blieb in der Stadt: eine Frau, unsere Genossin Marguerita Kellen. (Eine tapfere herrliche Frau, die kürzlich vom Blatt der schrecklichen Agrarier als Hure beschimpft wurde.)

Alles war weg und alle Euren hatte man offen stehen lassen. Marguerita ließ sie schließen und brachte die Affen, die aufzuwacht werden sollten, in Sicherheit. Am nächsten Tag war Madrid ohne Fleisch. Marguerita nahm eine Handvoll Milchkühe, ging ins Schlachthaus, ließ das dort vorhandene Vieh schlachten und Madrid hatte zu essen.

Häuser wurden bombardiert, Frauen und Kinder fanden obdachlos auf der Straße. Man brauchte Unterkünfte. Marguerita fand Unterkünfte. Für die Verwundeten, für die Obdachlosen, für die Hungernden — Marguerita ist immer da. Als vorbildliche Hausfrau denkt sie an alles — für die andern.

Sie hätte weggehen können, aber sie ist geblieben. Sie konnte sich in ihrem Haus verstecken, aber sie kommt und geht unter den Augen und den Bombardements, weil man sie

braucht. Die Stadt ist ihr „Heim“ geworden, ihre eigene „Wirtschaft“. Nachdem sie für Madrids Verpflegung gesorgt hatte, obgleich der Feind vor den Toren stand, fielen ihr die Arbeiter, die sie auf der Straße begegnete, beugt um den Hals und sagten: „Marguerita, du hast uns gerettet.“

Das Bombardement geht weiter. Marguerita bleibt und arbeitet treu auf ihrem Posten. Was ihr in diesem Augenblick am besten zustatten kommt, ist nicht ihre Kultur, nicht ihre Bildung, nicht ihr Talent, sondern

ihr starker Sinn für das Wirkliche der Dinge und für die Leitung einer Wirtschaft. Die Intellektuelle, die am Athenäum vielbewunderte Vorträge hielt, verpflegt heute Madrid. Die Umstände, unter denen sie ihre Leistung vollbringt, geben ihr etwas von einem Epösk. Aus der bescheidensten der Tätigkeiten hat sie ein Apostolat gemacht und mich bezaubert der Gedanke, daß sie, wie andere vor ihr, unserer Alltagsleben als Hausfrauen und Parteigenossinnen einen tiefen und unerwartet neuen Sinn verliehen hat.

## Bücher stehen zu Diensten

Hymnus auf die Public Library

Von Peer John (London)

Diese Bände sind über die unergleichliche Bibliothek des Britischen Museums geschrieben worden, über ihre berühmten Besucher, ihre Bücherbergwerke, ihre 55 Meilen Regale. Ich aber will das Preislied der bescheidenen Public Library singen. 3.2 Millionen Bände stehen im Britischen Museum — 38.8 Millionen aber in den unscheinbaren Bezirksbibliotheken in London und der englischen Provinz. Mary und Maggini, Carlisle und Kennington dachten und dichteten im Lesesaal des Britischen Museums — John Smith und Peggy Brown, der dienstfreie Autobuschauffner, die arbeitlose Stenotypistin, der junge Student und der alte Pensionist, das englische Volk liest und lernt in der Public Library. Sie steht jedermann offen, sie kostet keinen Penny, sie verheißt von der Straße weg Abenteuer des Geistes. Es ist unabsehbar, wieviel sie in aller Stille, unbeachtet von den geschäftigen Beobachtern des englischen Lebens, zur Geistes- und Charakterbildung des englischen Volkes beiträgt.

Sie ist eine öffentliche Einrichtung in diesem Lande der privaten Institutionen, von den Lokalbehörden im eigenen Wirkungskreis errichtet, nach eigenem Ermessen ausgebaut. Aber nichts Amtlich-Behördliches hat sie an. Freundsliche, helle Säle mit behaglichen Sitzgelegenheiten, abgeteilten Nischen für ganz stille konzentrierte Lektüre — kein Massenlesebetrieb, in der Atmosphäre etwas von dem kultivierten Komfort eines englischen Gelehrtenheims. Freier Zugang zu den Bücherregalen, Schmökern und Stöbern nach Herzgenuss und nur die eine Bitte, die einnommenen Bücher nicht selbst wieder zurückzustellen. Keinerlei Formalität, ein jeder kann ungefragt die Bibliothek benutzen und nur das Entschließen von Büchern ist auf die nötigen beschränkt, die im Bezirke wohnen oder arbeiten. Die Beamten diskret im Hintergrund, aber stets bereit zu helfen und zu raten, den Weg im Bücherlabyrinth zu weisen.

Vom Telefonbuch bis zum Handwörterbuch der Philosophie finden sich alle erdenklichen Nachschlagewerke in der Referenzabteilung einer großen Public Library: Fahrpläne, Vadebücher, Wörterbücher, Lexika, technische und wissenschaftliche Bestimmungsbücher, Briefmarkenkataloge und Lloyd's Schiffsfahrtsregulierer, Atlanten und Chroniken, eine umfangreiche Schalepeare-Literatur natürlich, Literaturgeschichten und Wissenschaftliche Enzyklopädien, die heiteren Sammelbände des „Punch“ und die ersten der „Times“ und vieles andere mehr. In der Verleihabteilung gibt es nebst reicher Fachliteratur — Gärtnerei und Philosophie, Technik und Handelskunde, Handfertigkeit und Sport selbstverständlich, Sprachen und Kunstgewerbe — Biographien, Reisebücher, zeitgeschichtliche und

historische Werke und vor allem natürlich die eigentliche Belletristik: Romane, Dramen, Lyrik, die klassische englische Literatur, aber auch viel Modernes — wenn auch nicht gerade das Allerneueste, so doch Neues und auch noch Untrübenes, den Lesern zur selbständigen Urteilsbildung dargeboten. Wohl mag man in den Tiefen der Bücherfächer auch noch, die gebunden, das Protokoll des Kongresses der Gasgesellschaften aus dem Jahre 1871, die „Neuesten Erfindungen“ aus dem Jahre 1885 und staubbedeckte Reisebeschreibungen aus den sechziger Jahren entdecken, die seit einem Menschenalter nicht mehr aus ihrem Fach geholt wurden; aber das sind Ausnahmen, die gewaltige Mehrzahl der Bücher hier lebt und wird gelesen, wie die einst geliebten Entleihgettel zeigen.

Sind die Engländer insular? Ihre Public Libraries jedenfalls sind es nicht. Nicht nur in Uebersetzungen enthalten sie Goethe und Schiller, Möllere und Voltaire, Dante, den „Don Quixote“ und alle die anderen klassischen Werke der Weltliteratur, nebst vielen modernen Schriftstellern, Franzosen und Skandinaviern vor allem, Tolstoj und Gorki, Pirandello und Tagore — sie haben überdies auch fremdsprachige Abteilungen: deutsche, französische, schwedische, norwegische, russische, spanische, lateinische, griechische, orientalische Literatur. In meiner Public Library finde ich in der deutschen Abteilung unter anderen Gottfried Keller und E. F. Meyer, Gerhart Hauptmanns gesammelte Werke, Schnitzler und Thomas Mann, den „Streit um den Sergeanten Griska“ und sogar Kosegger. Und an den Wänden des Vorraumes hängen unter den Stichen und Photos der Großen der englischen Literatur, von Chaucer und Shakespeare bis Shaw und Wells, in der gemeinsamen alphabetischen Reihe als Gleiche unter Gleichen Goethe, Schiller, Heine, Anatol France, Ibsen, Maeterlinck.

Frei, ausgeschlossen und weltentweit, kosmopolitisch im besten Sinn ist der Geist, der meine Public Library durchzieht. In dem Bücherschrank vor mir steht ein ägyptisches Wörterbuch, das mich schon lange reizt, ihm eine freie halbe Stunde zu widmen; zu meiner Linken sitzt ein dunkelhäutiger malaiischer Student, vertieft in eine englische Uebersetzung von Burckhards „Italienischer Renaissance“; zu meiner Rechten ein weißhaariger Mann, die gefurchte Stirne über seltsame Schriftzeichen gebeugt — indisch, arabisch, afrikanisch? —, ein ausgedehnter Kosmopolit, der sich nun in das Schrifttum des Volkes vertieft, das und dessen Sprache er in seinen aktiven Jahren zu beherrschen hatte...

Das ist „meine“ Public Library. Andere, die ich gastweise besuche, haben andere Eigenheiten, wenn auch die freie und kultivierte Atmosphäre überall gleich bleibt. Viele haben Zeitungssäle, in denen alle großen Tages-



Adamson und sein Muskelstrecker

Blätter, von ganz rechts bis ganz links, aufsteigen; die meisten Zeitschriftenzimmer mit den wichtigsten politischen, wirtschaftlichen und belletristischen Wochen- und Monatsblättern; neun unter zehn reichhaltige Kinderbüchereien und eigene Kinderleseäle; manche auch Musikbibliotheken, in denen von den englischen Madrigal-Komponisten bis zu Hindemith, Ravel und Stravinsky alle wertvollen Musikwerke — Lieber, Klavierkompositionen und Partituren — entfliehen werden können.

Jede Public Library ist eine Individualität für sich; erwachsen unter dem Einfluß der jeweiligen Lokalbehörde, sehr abhängig von ihrem Verständnis und, nicht zu vergessen, ihrer Freigebigkeit, geprägt von dem Geschmack ihrer Bibliothekare und nicht minder ihrer Leser, deren Buchwünsche nicht nur durch einen Zentralverleih, der alle die Einzelbibliotheken umfaßt und verbindet, befriedigt werden, sondern auch, wenn irgend möglich, durch Anschaffung der gewünschten Bücher in der betreffenden Bibliothek selbst. So kommt es, daß die Public Library im Maler Viertel Chelsea besonders reich an Kunstbüchern ist, die in Whitechapel eine große Sammlung von „Judaica“ aufweist und die im Bezirk Brompton mit seinen vielen Lederfabriken am Themenfeld auf Fachliteratur über Verberei und Schifffahrt spezialisiert ist. Es gibt beiseitene kleine Dorfleseäle — aber in einem Nest in Buckinghamshire mit 160 Einwohnern hat die Bibliothek 3380 Bücher! — und stolze Londoner Bezirksbibliotheken mit mehr als 100.000 Bänden. Die städtische Bibliothek in Birmingham zählt 925.000 Bände, die Public Libraries in Liverpool verleihen jährlich 6.841.000 Bücher, Manchester macht die größten Aufwendungen, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, für das öffentliche Büchereiwesen (und: „was Manchester heute tut, tut ganz England morgen“), Cardiff aber, mitten im Glanz- und Arbeitslosengebiet von Wales, hat den Ruf, die beste Stadt Großbritanniens zu sein — seine öffentlichen Bibliotheken haben und verleihen mehr Bücher

auf den Kopf der Bevölkerung als jede andere Stadt.

Oft ist die Public Library auch mit einem Lokalmuseum verbunden; auf dem Lande besonders wird sie zum kulturellen Zentrum des Distrikts, Kunstausstellungen, Kurse, Vorträge werden in ihren Räumen veranstaltet. Ich kenne eine Bibliothek in einer der rapid exportwachsenden Kundensiedlungen Londons, die von mehr als einem Viertel der Bewohner durchschnittlich jede Woche besucht wird; im Sommer können die Leser dort im Garten unter schattigen Bäumen sitzen und in der Kinderabteilung werden den Meinen, die noch nicht lesen können, Geschichten aus den Bibliothekbüchern vorgelesen. Höhere Schulklassen in London wie in der Provinz werden von Zeit zu Zeit in die lokale Bibliothek geführt, um in der systematischen Benützung der Referenzbibliothek zu Studien- und Nachschlagezwecken unterwiesen zu werden.

Der Typus des Büchertums ist in England selten. Aber kaum irgendwo sonst spielt heute das Buch eine so große Rolle. Im vergangenen Jahr sind hier an die 17.000 neue Bücher erschienen, zwei in jeder Stunde, Tag und Nacht, Woche für Woche, Monat für Monat. Die Bücherrubriken der Tageszeitungen, besonders aber die vielen Riesenseiten Buchbesprechungen in den seriösen Sonntagsblättern, von angesehenen Schriftstellern und Kritikern verfaßt, der Raum, der dem Buch auch in der populären Presse noch gewidmet ist, zeugen für lebendigen Widerhall. Die Auflagen sind im allgemeinen wohl geringer als in Deutschland oder gar in Rußland. Aber das weitverzweigte Bibliothekwesen macht das wett. An allen Strahlenden sind in den letzten Jahren — rascher noch als Milchbars und Leseluden — die Zwei-Penny-Leihbibliotheken aus dem Boden geschossen; sie versorgen die Leihungrigen mit den Moderbüchern, Detektivgeschichten, Thrillern. Das hochwertige Lesegut vermittelt die Public Library. 96,5 Prozent der englischen Bevölkerung leben in ihrem Bereich. Und wenn

sie auch nur den fünften oder sechsten Teil davon erfaßt, so teilt sich das geistige Leben, das sie erregt, doch der ganzen Nation mit. Die geistige Arbeit, die sie im englischen Volke leistet, ist in ihrer Art gewiß nicht minder bedeutsam als die Großtaten des Geistes, die vom Lejelal des Britischen Museums ihren Ausgang genommen haben.

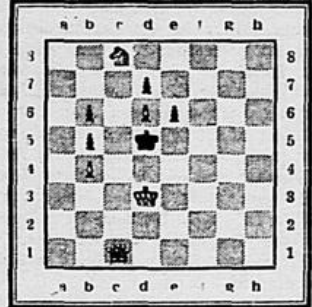
## Schach-Ecke

Geliebt von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 331.

Von Philipp Klett.

Schwarz: Kd5, Bb5, b6, d7, e6. (5)



Weiß: Kd3, Dc1, Sc8, Bb4, d6. (5)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 328: Dh4—e7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Richter Karl, Politz a. B.; Tepper Franz, Karlsbad; Dinnebier Emil, Tetschen; Pusch Bruno, Kirschwitz b. Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Waníček Franz, Hertine; Ulbert Rudolf, Prosewitz; Hahl Erwin, Schindler Robert, Freund Anton, Chitnak Teo, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, Tyle Vladimír, sämtlich Nesteritz; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Havel Franz, Modlan; Eichler Grete, Drakowa; Hyna Josef, Hostomitz; Bergen Josef, Klein-august; Trlitsch Gustav, Wisterschan.

## Arbeiterschach.

Nach einer aus dem Aussiger Bezirke eingelangten Nachricht beteiligten sich nur die Sektionen Nesteritz und Kleische an der diesjährigen Bezirksmeisterschaft. Diese Nachricht ist um so unerfreulicher, als in diesem Gebiet die Sektionen Schönfeld, Großpriesen und Kleinpriesen sonst aktiv arbeiteten.

Nachfolgend bringen wir die Ergebnisse des Vereinsturnieres der Sektion Kleische:

Vereinsmeister wurde Genosse Erich Aron mit 8 Punkten. Es folgen: Pristach 6 Punkte; Dubitzky Josef 5½ Punkte; Dubitzky Herbert und Wendler je 4 Punkte; Guth und Schulz je 3 P.; Kolenko 2½ P., Hübler und Friedenthal keine Punkte.

Im Teplitzer Bezirk gewann Abt. Kwitkau gegen Abt. Wisterschan mit 6:2 Punkten.

Sektion Teplitz schlug die Sektion Zuckmantel mit 7:1 Punkten. Allerdings traten beide unterlegenen Mannschaften unvollständig an.

Die III. Runde wird am Sonntag, den 21. März, ausgetragen. Es spielen: Abt. Kwitkau gegen Teplitz I. Mannschaft in Kwitkau, Kampfrichter Gen. Berger, Zuckmantel, Teplitz II. M. gegen Abt. Wisterschan in Teplitz „Laurer“, Kampfrichter Gen. Patz, Zuckmantel, Bestien 9 Uhr vorm.

Im Bodenbacher Bezirk wurden in der dritten Runde der Bezirkskasserie folgende Ergebnisse erzielt: Rosawitz gegen Krochwitz 6:2 Punkte für Rosawitz; — Eulau A gegen Seidnitz 4:4 Punkte. — Eulau B gegen Tetschen 8:0 Punkte für Eulau B.

Die Sektion Tetschen war leider schon zum zweiten Male nicht in der Lage, antreten zu können.

Rosawitz ist diesmal sehr gut in Fahrt, es scheint, daß Altmeister Krochwitz in diesem Jahr die Führung an Rosawitz abgeben wird.

Nach der 3. Runde führt Rosawitz mit 3 Siegen 20½ Punkten.